

## Renaissance der Essenzen? Vom Wesen der Lebewesen.

### 1 Der Begriff des Lebewesens in Lebenswelt und Wissenschaft

Im lebensweltlichen Kontext sind wir uns meist recht sicher und können eindeutig unterscheiden, ob etwas lebendig oder leblos ist. Dies wird über Kriterien entschieden, die der menschlichen Wahrnehmung zugänglich sind: etwas kann sich bewegen, kann wachsen, sich ernähren usw. Der lebensweltliche Begriff des Lebendig-Seins ist aber ein äußerst vager Begriff, der erst in der wissenschaftlichen Sphäre konturiert wird. Es wird dort sozusagen versucht, die Ränder des Begriffs zu schärfen, damit seine Anwendung eindeutig geregelt ist.<sup>1</sup> In der Wissenschaft sucht man – wenn man Theorien darüber aufstellt, was es heißt, dass etwas lebendig ist – Kriterien angeben zu können, die es erlauben, die Prädikation ‚ist lebendig‘ so vorzunehmen, dass sie transsubjektive Gültigkeit besitzt. In der lebensweltlichen Praxis genügt hingegen ein diffuser Begriff des ‚Lebendig-Seins‘, dieser muss bei einem wissenschaftlichen Anspruch von transsubjektiver Geltung aber eine Präzisierung erfahren. Ausgehend vom lebensweltlichen Fundament wird daher in der Wissenschaft ein transsubjektiver Zugang zur Prädikation ‚x ist lebendig‘ gesucht. Es stellt sich nun die Frage, ob es notwendige oder essentielle Eigenschaften dafür gibt, dass von einer Entität wahrheitsgemäß ausgesagt werden kann, dass sie lebendig sei.

### 2 Neoaristotelischer Ansatz

Das im Jahr 2005 erschienene Buch von Marianne Scharck ‚Lebewesen versus Dinge‘ beantwortet diese Frage affirmativ. Hier wird unter Rekurs auf zwei Elemente der aristotelischen Philosophie – die Kategorienlehre und die Metaphysik – versucht, die „Natur der Lebewesen“<sup>2</sup> zu bestimmen.

Unter Verweis auf die aristotelisch-ontologische Basis wird unter der Position des sortalen Essentialismus zu klären versucht, was für eine Entität ein Lebewesen ist.<sup>3</sup> Der Begriff des Sortals geht auf John Locke zurück und wurde unter anderem von Peter F. Strawson wieder aufgenommen. Bei Locke wird der Begriff eingeführt als einer, der Prinzipien zur Verfügung

---

<sup>1</sup> Vgl. Ludwig Wittgenstein. Philosophische Untersuchungen. §68-71.

<sup>2</sup> Marianne Scharck. Lebewesen versus Dinge. S. 242-263.

<sup>3</sup> Vgl. z. B. David Wiggins. Sameness and Substance; Jack Wilson. Biological Individuality; Christof Rapp. Identität, Persistenz und Substantialität; Marianne Scharck. Lebewesen als ontologische Kategorie.

stellt, um etwas zu sortieren und zu zählen. Bei Strawson findet man eine ähnliche Definition der Sortale, bzw. der *universal sortals*:

A sortal universal supplies a principle for distinguishing and counting individual particulars which it collects. It presupposes no antecedent principle, or method, of individuating the particulars it collects. Characterising universals, on the other hand, whilst they supply principles of grouping, even of counting, particulars, supply such principles only for particulars already distinguished, or distinguishable, in accordance with some antecedent principle or method.<sup>4</sup>

Strawson unterscheidet zwischen *sortal universals* und *characterising universals*, wobei letztere nur zählbar oder gruppierbar sind, wenn ein zusätzliches Prinzip der Diskrimination zur Verfügung steht. Diese Unterscheidung wird aufgegriffen und in die aristotelische Terminologie übersetzt. Christof Rapp schreibt dazu:

Wie die Anwendung der akzidentiellen Prädikate im Aristotelischen Substanzmodell, so setzt auch der Gebrauch der charakterisierenden Universalien Strawsons eine Bestimmung von Einzeldingen voraus, die die charakterisierenden Universalien von sich aus nicht leisten können. Dagegen zeichnen sich die sortalen Universalien, die die Art einer Sache und somit gewissermaßen die Zweite Substanz des Aristotelischen Modells beinhalten, gerade dadurch aus, daß sie ohne Inanspruchnahme fremder Prinzipien zählbare Einzeldinge zu unterscheiden vermögen.<sup>5</sup>

Schark bezieht sich bei der Explikation der ‚Natur der Lebewesen‘ – also der zweiten Substanz, die angibt was etwas ist – grundlegend auf die aristotelische Individuenkonzeption, die nach Rapp durch folgende Annahmen gekennzeichnet ist:<sup>6</sup>

- (1.) Einzeldinge gibt es nur als Exemplare bestimmter Arten.
- (2.) Die Sortierung der Einzeldinge erfolgt über Art- bzw. Substanzprädikate.
- (3.) Jedes Einzelding besitzt nach (1.) notwendigerweise eine Eigenschaft: diejenige, welche die Artzugehörigkeit bestimmt, was der *ousia* des Einzeldings gleich kommt.
- (4.) Der Verlust der notwendigen Eigenschaften eines Gegenstandes geht mit dem Verlust der Existenz dieses Gegenstandes, als einer bestimmten Art zugehörig, einher.

Eine Sortierungsleistung kann also anhand von essentiellen Eigenschaften vorgenommen werden, die über sortale Prädikatoren bezeichnet werden. Um eine geeignete Kategorie für Lebewesen zu finden, werden die ‚artbestimmenden‘ auf sortale Prädikatoren beschränkt, weil – so wird behauptet – nur jene ‚autonom individuieren‘: Nur durch sie wird die Zählbarkeit von Individuen gewährleistet.

---

<sup>4</sup> Peter F. Strawson. *Individuals*. S. 168. ‚Fido ist ein Hund (Tier, Terrier)‘ wäre ein Beispiel dafür, wie ein Einzelding über ‚sortal universals‘ gebunden wird. Den Satz ‚Sokrates ist weise (warm, kalt, kämpft, spricht, stirbt)‘ gibt Strawson als Beispiel für die Bindung eines Einzeldings über ‚characterizing universals‘.

<sup>5</sup> Christof Rapp. *Identität, Persistenz und Substantialität*. S. 14.

<sup>6</sup> Vgl. ebd. S. 78-79.

Ein sortaler Prädikator muss nach Schark drei Kriterien erfüllen:

„(1.) *Das grammatikalische Kriterium:* Grammatikalisch sind sortale Terme dadurch gekennzeichnet, daß sie Pluralformen zulassen und daß sie als Einsetzungsinstanzen für K in den Formulierungen ‚x ist dasselbe K wie y‘; ‚ein K, zwei Ks, drei Ks‘; ‚es gibt Ks‘ dienen können.

(2.) *Das Kriterium der Zählbarkeit:* Gemäß diesem Kriterium ist ein Term sortal, wenn er die Frage ‚Wieviele \_\_\_ sind da?‘ zu einer sinnvollen Frage ergänzt, ohne daß dazu auf Individuationsprinzipien und Zählverfahren anderer Begriffe zurückgegriffen werden müsste.

(3.) *Das mereologische Kriterium:* Ihm zufolge ist ein Term sortal, wenn die beliebige Zerteilung des von ihm denotierten Gegenstandes keine weiteren Gegenstände ergibt, die ebenfalls mit diesem Term bezeichnet werden.“<sup>7</sup>

Durch die Kategorie der Sortale werden Lebewesen, aber auch andere Einzeldinge, von sogenannten Massetermen distinguiert. Der Unterschied zwischen Lebewesen und anderen materiellen Gegenständen, die ebenfalls den sortalen Kriterien genügen, besteht wiederum in der unterschiedlichen Art der Persistenz der Einzeldinge, die unter die betreffenden Kategorien fallen. Nach Rapp ist die Persistenz eine bestimmte Form eines Identitätsverhältnisses. Die besondere Art der Identitätsbeziehung, die durch Persistenz bezeichnet wird, ist die diachrone Identifizierung und Re-Identifizierung von Gegenständen, die sich über die Zeit hinweg zwar verändern, aber ihre Identität behalten. Leblose Entitäten und Lebewesen werden als beharrende Dinge in der Zeit angesehen, wobei die Persistenz von Lebewesen – nach Schark – durch die aristotelische ‚Formel‘ *vivere viventibus est esse* (Übers.: Für Lebewesen bedeutet ‚sein‘ zu leben) gekennzeichnet ist<sup>8</sup> und auf folgende Art gedeutet wird: „Für Lebewesen bedeutet Leben vielmehr nichts anderes als zu existieren. [...] Für Lebewesen gilt: leben = sein. [...] Zu leben heißt für Lebewesen zu persistieren.“<sup>9</sup>

Es ist also die den Lebewesen eigene Art zu existieren (bzw. zu persistieren), die sie gegenüber leblosen Dingen auszeichnet, welche durch ein ‚aktives Beharren‘ ausgezeichnet ist. Lebewesen müssen aktiv daran arbeiten, dass sie ihre Form der Existenz – also zu leben – aufrechterhalten, ansonsten würden sie die ihnen eigene Existenzform verlieren. Unter Bezug auf Aristoteles Werk ‚De Anima‘ werden die beiden Fähigkeiten, die allen Lebewesen gemeinsam sind, als die der Fortpflanzungsfähigkeit und der Selbsterhaltung spezifiziert, wobei die

---

<sup>7</sup> Marianne Schark. *Lebewesen versus Dinge*. S. 121.

<sup>8</sup> Ebd. S. 131, nach Aristoteles, *De An.* II, 4, 415b 13.

<sup>9</sup> Marianne Schark. *Lebewesen versus Dinge*. S. 134. Dies weicht vom Fregeschen Existenzverständnis ab, da hier das ‚Sein‘ absolut gebraucht wird. Nach Frege ist das ‚Sein‘ als ein Prädikat zweiter Stufe aufzufassen, hier aber wird es mit einem Prädikat erster Stufe gleichgesetzt und ist demnach auch als Prädikat erster Stufe aufzufassen.

Fortpflanzungsfähigkeit nur ein hinreichendes Kriterium darstellt, da es auch Lebewesen gibt, die sich nicht fortpflanzen (z. B. Maultiere). Die Selbsterhaltung soll aber als notwendiges und hinreichendes Kriterium gelten, als essentielle Disposition von Lebewesen. Dies ist laut Scharke eine essentielle, eine nicht vom Erkenntnisinteresse des Menschen geleitete Distinktion, weil Lebewesen sich aufgrund ihrer physischen Verfasstheit von sich aus gegen ihre Umgebung abgrenzen.<sup>10</sup>

Im Folgenden sollen insbesondere die aristotelische Individuenkonzeption und die essentialistisch-realistische Auffassung von Sortalen kritisiert werden.

### **3 Kritik der neoaristotelischen Individuenkonzeption**

Die unter Punkt 1 der neoaristotelischen Individuenkonstitution gewählte Formulierung ‚Einzeldinge gibt es nur als Exemplare bestimmter Arten‘ (siehe S. 4) verbindet die klassifizierende Redeweise mit einer Existenzaussage. Dass hier gesagt wird, es gäbe Einzeldinge nur als Exemplare bestimmter Arten, legt nahe, dass das ‚es gibt‘ im Sinne einer Existenzaussage verstanden werden soll, in der das ‚es gibt‘ als Paraphrase von ‚existieren‘ als realer Prädikator verwendet wird. Dies wird durch Punkt 4, in dem explizit von dem ‚Verlust der Existenz eines Gegenstandes‘ geschrieben wird, bestätigt.

Das, was das Sein eines Gegenstandes ausmachen soll, ist nun durch den Art- bzw. Substanzprädikator gegeben, der den Dingen notwendigerweise zukommt (Punkt 2 und 3 der Individuenkonzeption), und dies wäre hier im Falle der Lebewesen die ‚aktuelle Manifestation der Lebensfähigkeit‘.

Diese ontologisch stark aufgeladene Individuenkonzeption kann in mancherlei Hinsicht kritisiert werden. Erstens ist der hier unterstellte Existenzbegriff zu klären und zweitens ist zu hinterfragen, wodurch bestimmt wird, dass ein Prädikator als Substanzprädikator ausgezeichnet ist – also als ein solcher, der das Sein der Dinge bestimmt –, und wie er sich von den sogenannten akzidentiellen Prädikatoren abhebt.

1) Wenn Substanzprädikatoren als solche verstanden werden, die das Sein der Dinge bestimmen, dann wird angenommen, dass das Sein der Dinge als solches erfassbar ist und dass durch diesen besonderen Prädikator das Sein der Dinge attribuiert werden kann. Es wird also davon ausgegangen, dass die besondere Existenzweise von Gegenständen bestimmt werden kann. Dies wiederum setzt voraus, dass die wahre Natur der Dinge zugänglich wäre. Diese Position ist allerdings mit hohen Beweislasten beladen, denn es stellt sich die Frage, wodurch der Unterschied zwischen der wahren Natur und der uns zugänglichen Natur der Dinge festgemacht werden soll.

---

<sup>10</sup> Vgl. ebd. S. 292-295. Diese Argumentation wird unter Rekurs auf Plessners ‚Positionalität‘ geführt. Vgl. Helmut Plessner. Die Stufen des Organischen und der Mensch.

Nach Kant kann durch die Angabe, dass ein Gegenstand existiert, dem Wissen über diesen Gegenstand nichts weiter hinzugefügt werden, als man sowieso schon über den Gegenstand präzisieren kann.<sup>11</sup> Frege hat diesen Ansatz weiter spezifiziert, indem er das Problem mit den entsprechenden sprachlogischen Mitteln ausgearbeitet hat. Dementsprechend ist ‚existieren‘ ein Konzept, welches vollständig durch den Existenzquantor erfasst wird. Dabei wird Existenz als ein Begriff zweiter Stufe aufgefasst; d. h., dass nicht von Gegenständen eine Existenz behauptet wird, sondern von Begriffen ihre Nichtleerheit.

Dieser Ansatz wird allerdings von Rapp als eine unzulässige Verkürzung des Problems der Existenz angesehen, da in der normalen Sprache der absolute Gebrauch der Wortes ‚Sein‘<sup>12</sup> durchaus eine Rolle spiele. Die von Rapp angeführten paradigmatischen Gebrauchsweisen, die eine Berücksichtigung der Existenz von Einzeldingen im absoluten Sinne notwendig machen, sind

- a) wenn man z. B. sagt, dass ein Einzelding als ‚etwas von der und der Art‘ existiert bzw. aufhört zu existieren, wenn es also seine substantiale Form verliert und
- b) wenn man die aktuelle Existenz von etwas feststellt.<sup>13</sup>

Es wird zwar die formale Deutung des Existenzbegriffs, nach der jede Existenzaussage in eine prädikative Aussage umgeformt werden kann, vorausgesetzt, von der aus dann allerdings

[...] je nach relevantem Gegenstandsbereich – eine Konkretisierung derjenigen Bedingungen vorzunehmen ist, unter denen wir bei einem Gegenstand des je relevanten Gegenstandsbereiches bereit sind von ‚Existenz‘ zu sprechen. [...] Die formale inhaltslose Interpretation soll keineswegs preisgegeben werden, sondern ermöglicht gerade aufgrund der durch sie veranlassten Thematisierung der Gegenstandsbereiche, die konkreten Umstände der Existenz verschiedenartiger Gegenstände zu thematisieren, ohne eine gemeinsame, eindeutige Basis für diese unterschiedlichen Konkretisierungen aufgeben zu müssen.<sup>14</sup>

Hier ist zu fragen – im Sinne von Ockhams Razor – ob nicht die gemeinsame formale Basis ausreicht, um die normalsprachlichen Phänomene des Gebrauchs des Existenzprädikators im absoluten Sinne zu explizieren.

Wenn man davon spricht, dass ein Einzelding ‚etwas von der und der Art‘ ist, dann spricht man ja gerade davon, dass es ein Ding gibt, das unter den Begriff fällt, was beinhaltet, von der und der Art‘ zu sein.

---

<sup>11</sup> „Wenn ich also ein Ding, durch welche und wie viele Prädikate ich will, (selbst in der durchgängigen Bestimmung) denke, so kommt dadurch, daß ich noch hinzusetze, dieses Ding ist, nicht das mindeste zu dem Dinge hinzu. Denn sonst würde nicht eben dasselbe, sondern mehr existieren, als ich im Begriffe gedacht hatte, und ich könnte nicht sagen, daß gerade der Gegenstand meines Begriffs existiere.“ Immanuel Kant. Kritik der reinen Vernunft. B 628.

<sup>12</sup> Der absolute Gebrauch der Kopula bezieht sich auf das ‚Sein‘ selber, der relationale Gebrauch auf das ‚seiend als etwas‘.

<sup>13</sup> Vgl. Cristof Rapp. Identität, Persistenz und Substantialität. S. 337-338.

<sup>14</sup> Ebd. S. 344.

Und auch in dem Fall, in welchem man auf die aktuelle Existenz eines Einzeldinges hinweist, reicht die Explikation der Existenz im Sinne des Existenzquantors aus, denn hier ist die Feststellung, dass gerade ein Ding unter einen Begriff fällt, zeitlich gebunden und nicht die Existenz des Dinges selber. Man könnte hier eher von einer temporalen Indexikalität der Prädikation sprechen. Wenn behauptet wird, dass etwas von der und der Art existiert, dann kann diese Aussage über die Angabe des jeweiligen (effektiven) Entscheidungsverfahrens, das für Gegenstände von der und der Art – die also unter einen bestimmten Begriff fallen – gilt, affirmativ oder negativ beantwortet werden.

Die von Rapp skizzierten Schwierigkeiten, die verschiedenen Seinsweisen der Dinge unterschiedlicher Gegenstandsbereiche zu explizieren, treten nur dann auf, wenn man gerade voraussetzt, dass die absolute Gebrauchsweise der Kopula eine Berechtigung hat. Dies ist aber nur auf der aristotelischen Annahme einer Essenz der Dinge notwendig. Wird jedoch ontologisch sparsamer vorgegangen, so kann der Gebrauch der Kopula im Sinne der absoluten Existenz als eine ‚Verlegenheitsschöpfung der Sprache‘ betrachtet werden, ein partikuläres Urteil ausdrücken zu können.<sup>15</sup>

2) Wodurch sind nun genau die substantiellen Eigenschaften gegenüber den akzidentiel- len Eigenschaften ausgezeichnet? Rapp macht dies an der Individuierung von Gegenständen als solche einer bestimmten Art fest. Während die Aussage ‚Das ist ein Boot‘ jemanden dazu befähigt, „[...] aus dem mannigfaltig Vorliegenden einen Gegenstand einer bestimmten Art zu individuieren, auf den man auch fürderhin Bezug nehmen kann, ist die zweite Aussage (‚Das ist schnell‘) dazu nicht in der Lage, sondern charakterisiert nur einen auf andere Weise zu individuierenden Gegenstand.“<sup>16</sup> Also können Gegenstände nicht über beliebige Eigenschaften individuiert werden. Die Individuation erweist sich als nur möglich, wenn genau die artbestimmenden Prädikatoren gewählt werden.

Erst über den Prädikator ‚ist ein Boot‘ werden die Prinzipien der Distinktion und der Persistenz geliefert, nicht aber unter der Prädikation ‚x ist ein schneller Gegenstand‘. Damit wird vom Gegenstand x behauptet, dass er nicht hätte existieren können, ohne ein Boot zu sein.

Diese These ist allerdings mit mehreren Schwierigkeiten konfrontiert. Zuvorderst ist das Prinzip der Individuation und Persistenz bzgl. der Gegenstände der Welt sicherlich eher heterogen für z. B. Menschen, Pferde oder Schmetterlinge. So wird derselbe Gegenstand für einen Menschen, ein Pferd oder einen Schmetterling sicherlich ein unterschiedliches Prinzip der Individuierung und Persistenz besitzen und damit auch andere Bedeutungen verbinden. Aber da dies aufgrund mangelnder Deutungskoopertivität auf Seiten von Pferden und Schmetterlin-

---

<sup>15</sup> Vgl. Gottlob Frege. Dialog mit Pünjer über Existenz. S. 17.

<sup>16</sup> Cristof Rapp. Identität, Persistenz und Substantialität. S. 244.

gen eher spekulativ bleibt, kann dieses Argument in der Form unter gewissen Umständen außen vor bleiben.

Aber allgemeiner gesagt ist es nicht die Übereinstimmung mit der Realität bzw. nicht die Existenz von bestimmten Gegenständen, welche die Artzugehörigkeit bestimmt, sondern vielmehr die Nützlichkeit der konzeptuellen Vernetzung, um mit der Realität umzugehen. Es gibt nichts Sakrosanktes an den Konzepten, die wir gebrauchen. Es ist vielmehr so, dass man bestimmte Begriffe zur Verfügung hat, d. h. diese sind im zwischenmenschlichen Bereich durch Lernsituationen eingeführt und das Wissen über dies kann sich manifestieren. Dann kann entschieden werden, ob es einen Gegenstand gibt, der unter diesen Begriff fällt – in diesem Fall kann man von Existenz sprechen – oder ob es keinen solchen Gegenstand gibt. In letzterem Fall kann man von Nicht-Existenz sprechen. Es werden also, wie Frege schon ausführte, die Begriffe und nicht die Gegenstände eingeteilt und zwar in diejenigen, unter die etwas fällt und in diejenigen, unter die nichts fällt.

Die Begriffe, die uns zur Verfügung stehen, werden uns aber nicht von der Natur oder von den Gegenständen vorgegeben, sondern diese erlernen wir, indem wir die Sprache erlernen. Deshalb kann es keinen Term geben der *von sich aus* individuiert. Die mit dem Term verbundene Individuierung ist durch dessen Gebrauch in der Sprache und die entsprechenden Regeln, die diesen regieren, verbunden.

Wenn nun – wie im neoaristotelischen Ansatz – versucht wurde, diejenigen Kriterien ausfindig zu machen, die notwendig sind, damit die Prädikation ‚x ist lebendig‘ wahrheitsgemäß vollführt werden kann, so sind diese ‚notwendigen Kriterien‘ nicht den Dingen inhärent, sie sind nur die Regeln, die uns die konventionellen Kriterien liefern, um die Prädikation korrekt durchführen zu können. Mit Wittgenstein kann man sagen, dass die ‚definierenden Kriterien‘ gegeben werden.<sup>17</sup> Wären die notwendigen Kriterien Sache der Empirie, so müsste es ein Entscheidungskriterium geben, was als notwendig wahrer und was als kontingent wahrer empirischer Satz anzusehen wäre. Dies wurde hier über die Unterscheidung von substantiellen und akzidentiellen Prädikatoren einzuführen versucht, welche allerdings nicht überzeugt. Wenn die Kriterien für die Prädikation ‚x ist lebendig‘ spezifiziert werden, so sind diese nicht durch die Dinge, von denen man etwas prädiziert, vorgegeben, sondern es müssen die Regeln für den Gebrauch des Prädikators angegeben werden und diese sind ‚in der Sprache niedergelegt‘ und in diesem Sinne eine Sache der Konvention.<sup>18</sup>

Im Bereich der Wissenschaft müssen diese Prädikatorenregeln explizit gemacht werden, was durchaus darin münden kann, dass die Behauptung, etwas sei lebendig, über den Nachweis

---

<sup>17</sup> Vgl. Ludwig Wittgenstein. Das Blaue Buch. S. 48-49.

<sup>18</sup> Hans-Johann Glock. Kriterien. In: Ders. Wittgenstein-Lexikon. S. 196.

der Fähigkeit der Selbsterhaltung verifiziert werden kann. Die jeweiligen Kriterien werden allerdings durch die jeweiligen Belange der unterschiedlichen (bio-)wissenschaftlichen Disziplinen vorgegeben. Das Selbsterhaltungskriterium kann z. B. im paläontologischen Bereich kein adäquates Mittel sein, um einen Fund als einen solchen zu qualifizieren, der von einem Lebewesen stammt, da dies nicht operational handhabbar ist.

#### **4 Kritik eines substantiellen Sortalbegriffs für Lebewesen**

Ob der Begriff ‚Lebewesen‘ als sortaler Begriff einzustufen ist, kann durch Überprüfung der Anwendbarkeit der die sortalen Begriffe charakterisierenden Kriterien auf den Begriff ‚Lebewesen‘ überprüft werden. Zur Erinnerung: die Kriterien, die ein Begriff erfüllen muss, um als sortaler Term ausgezeichnet werden zu können, sind das grammatikalische Kriterium, das Kriterium der Zählbarkeit und das mereologische Kriterium.

Das grammatikalische Kriterium trifft zweifellos auf den Begriff der Lebewesen zu, denn es kann ohne weiteres im Plural von Lebewesen gesprochen werden. Der Begriff kann als Einsetzungsinstanz für K in den Formulierungen ‚x ist dasselbe K wie y‘; ‚ein K, zwei Ks, drei Ks‘; ‚es gibt Ks‘ dienen. Die Sätze bzw. Satzteile ‚x ist dasselbe Lebewesen wie y‘, ‚ein Lebewesen, zwei Lebewesen, drei Lebewesen‘ sowie ‚es gibt Lebewesen‘ können sinnvoll gebildet werden.

Hinsichtlich der Zählbarkeit von Lebewesen treten erste Schwierigkeiten auf. Wenn man zum Beispiel danach fragt, wie viele Lebewesen sich in einem bestimmten Raum befinden, so ist die Beantwortung der Frage keineswegs trivial, da man alle Mikroorganismen – sowohl innerhalb als auch außerhalb von anderen Organismen – berücksichtigen müsste. Hier müsste zuvor eine Spezifizierung auf eine bestimmte Art von Lebewesen erfolgen, damit das Kriterium der Zählbarkeit erfüllt werden kann.

Probleme gibt es auch hinsichtlich des Verständnisses des Ausdrucks ‚Lebewesen‘ als sortaler Prädikator im Fall des mereologischen Kriteriums, welches deshalb noch einmal aufgeführt wird: Ihm zufolge ist ein Term sortal, wenn die beliebige Zerteilung des von ihm denotierten Gegenstandes keine weiteren Gegenstände ergibt, die ebenfalls mit diesem Term bezeichnet werden.<sup>19</sup>

Wenn ein Lebewesen zerteilt wird, so kann es doch sein, das wenigstens ein Produkt der Teilung immer noch als Lebewesen anzusehen ist. Schneidet man der Katze Tibbles den Schwanz ab, so ist der abgetrennte Schwanz zwar keine Katze mehr, die schwanzlose Katze wird jedoch immer noch als Tibbles bezeichnet werden. Es ist aber immerhin zuzugeben, dass wenn man ein Pferd so in zwei Teile zerteilt, dass es nach der Teilung nicht mehr lebt, dass dann beide

---

<sup>19</sup> Marianne Schar. Lebewesen versus Dinge. S. 121.

Teile etwas anderes sind, als das zuvor ungeteilte. Was zuvor ein Lebewesen war, bildet nach der ‚Teilung‘ zwei leblose Kadaverhälften. Aber auch das Tibbles-Beispiel ist nach Rapp kein Konterargument, da gerade dieses Beispiel die besondere Teil-Ganzes-Beziehung von Gegenständen, die durch sortale Termini bezeichnet werden, verdeutlicht.<sup>20</sup>

Durch das mereologische Kriterium soll also der holistische Aspekt besonders betont werden, der Sortale gegenüber Massetermen auszeichnet. Und Marianne Schark behauptet: „All die umgangssprachlichen Ausdrücke für Lebewesen und alle biologischen Taxonbezeichnungen, von der Art bis zum Reich, gehören zu diesen so definierten sortalen Termen.“<sup>21</sup>

Allerdings entspricht die Plausibilität des mereologischen Kriteriums in Hinsicht auf ‚Lebewesen‘ mehr der üblichen Vorstellung der lebensweltlichen Praxis, die von Zoobesuchen oder Haustierhaltung geprägt ist. Das Charakteristikum der Anhomöomerie ist für die Mikroebene der lebendigen Welt nicht eindeutig, denn hier sind zumindest Grenzfälle zu vermerken. Einige dieser Grenzfälle sollen deshalb kurz erwähnt werden.

Als erstes Beispiel kann eine Ordnung der Plathelminthes (Plattwürmer) angeführt werden, die sogenannten Planarien, welche durch eine besondere Regenerationsfähigkeit ausgezeichnet sind. Bei der Amputation von Teilen von Strudelwürmern sind die durch die Amputation entstandenen Teile fähig, die fehlenden Strukturen zu regenerieren. So kann z. B. bei horizontaler Teilung der Kopfteil einen neuen Hinterkörper und das Hinterende einen neuer Vorderkörper erzeugen. Allerdings ist diese Teilung, deren Produkte wieder neue Exemplare derselben Art hervorbringen würde, nicht beliebig durchführbar. Dies ist auch der Ansatzpunkt der Repliken, die Rapp und Schark gegen solche Konterbeispiele anführen, indem sie die Beliebigkeit der Teilung betonen.<sup>22</sup> Wäre z. B. der Begriff Planarium als nicht-sortaler Term klassifiziert, so würde das mit der Forderung nach beliebiger und nahezu unendlicher Teilbarkeit der Gegenstände einhergehen, die durch diesen Begriff bezeichnet würden. Dies ist bei Planarien so nicht der Fall, denn nur bestimmte Teilungen liefern im Anschluss zwei Planarien; bei manchen Teilungen ist eine Regeneration nicht mehr möglich.<sup>23</sup>

Eine Präzisierung des mereologischen Kriteriums in Hinsicht auf die Beliebigkeit und der Unabzählbarkeit der Teilungsschritte wird bei Rapp allerdings nicht unternommen, da zugegeben wird, dass auch nach einer Präzisierung immer wieder Grenzfälle auftreten können. Es wird stattdessen darauf verwiesen, dass das Teilbarkeitskriterium an diejenige Vorstellung zu

---

<sup>20</sup> Vgl. Christof Rapp. Identität, Persistenz und Substantialität. S. 201.

<sup>21</sup> Marianne Schark. Lebewesen versus Dinge S. 123.

<sup>22</sup> Vgl. Schark. Lebewesen versus Dinge. S. 129; Christof Rapp. Identität, Persistenz und Substantialität. S. 201-202.

<sup>23</sup> Zur Übersicht: Peter W. Reddien und Alejandro S. Alvarado. Fundamentals of Planarian Regeneration.

binden ist, die es auch indizieren soll: ein Ganzes, das nicht durch die Summe seiner Teile bestimmt ist.<sup>24</sup>

Hingegen kann z. B. im Fall der Pilze gesagt werden, dass diese sich sowohl unter einem präzisierten Teilbarkeitskriterium als Ausnahmefall darstellen als auch hinsichtlich der Vorstellung eines sich gegenüber seinen Einzelteilen qualifizierbarem Ganzen sich entziehend erweisen. Eine Pilzkolonie eines Schimmelpilzes z. B. kann prinzipiell beliebig zerteilt werden und aus diesen Teilen würden immer wieder Pilze derselben Art erwachsen. Auch fällt es schwer, ein Individuum der verschiedenen Pilzarten zu identifizieren und damit auch das Ganze gegenüber seinen Teilen auszumachen. Im Falle eines sich gigantisch ausdehnenden Pilzes, wie z. B. von *Armillaria bulbosa*, der sich über ein Gebiet von 15 ha erstrecken kann, ist eine Individuation nur mit Hilfe von molekularbiologischen Methoden möglich und eine Quantifizierung eines Individuums wird nicht über ein bestimmtes Zählverfahren, sondern über die Angabe einer Gewichtseinheit – ähnlich wie bei Massetermen – vorgenommen.

Probleme hinsichtlich des Zählbarkeitskriteriums gibt es aber nicht nur im Fall der Pilze. Während es möglich ist, in einem umrissenen Areal z. B. Pferde, Hunde oder Katzen zu zählen, ist dies im Fall von bakteriellen Mikroorganismen nicht ohne weiteres möglich. Dies kann aber als operationales Problem angesehen werden, denn mit dem entsprechenden technischen Aufwand wäre es prinzipiell möglich, diese zu zählen. Festzuhalten bleibt, dass in der wissenschaftlichen Praxis vielfach nicht einzelne Zellen von Mikroorganismen gezählt werden, sondern koloniebildende Einheiten. In dieser Praxis wären die Mikroorganismen nicht sortal bestimmt, sondern eher im Sinne eines Masseterms und hier werden die Mikroorganismen mit dem Term der ‚Kolonie‘ individuiert.

Und auch im Fall von Lebewesen, die an der Grenze zwischen Organismus und Koloniebildung bzw. zwischen Organismus und Symbiose stehen, ist nicht klar, was als ein Exemplar dieser Lebewesen zählen soll.<sup>25</sup> In diesen Fällen stellt sich z. B. die Frage, ob nur die Einzeller einer Kolonie (z. B. von Cyanobakterien oder Planktonalgen) oder aber die ganze Kolonie als individuelles Lebewesen zählen soll. Ebenfalls fraglich ist es, ob bei Symbionten (z. B. Flechten) die jeweiligen einzelnen symbiontischen Arten (Mykobiont und Photobiont) als Lebewesen zählen oder die gemeinsame Lebensform.

In Anbetracht all dieser Beispiele sollte klar geworden sein, dass der Begriff ‚Lebewesen‘ nicht zwingend ein sortaler Begriff ist, sondern je nach Kontext bzw. je nach betrachteter Art von Lebewesen als Masseterm oder als sortaler Begriff bestimmt werden kann.

---

<sup>24</sup> Vgl. Christof Rapp. Identität, Persistenz und Substantialität. S. 203.

<sup>25</sup> Vgl. Jack A. Wilson. Ontological Butchery.

## 5 Kritik der ‚aristotelian nature‘ von Lebewesen

Nach Punkt 3 der aristotelischen Individuenkonzeption ist es das Wesen (die *ousia*) jedes Einzeldings, das seine Artzugehörigkeit bestimmt. Dies ist nach Marianne Schark für Lebewesen die besondere Art und Weise der Persistenz, nämlich die ‚aktuelle Manifestation der Lebensfähigkeit‘. Zur Erinnerung hier noch einmal die Scharksche Definition: „Für Lebewesen bedeutet Leben vielmehr nichts anderes als zu existieren. [...] Für Lebewesen gilt: leben = sein.“<sup>26</sup> Diese These ist allerdings entweder trivial oder aber ontologisch fragwürdig.

Die Trivialität liegt darin, dass die besondere Persistenzweise von Lebewesen als die zu leben ausgezeichnet wird. Die Prädikation ‚x ist ein Lebewesen‘ ist allerdings gleichbedeutend mit ‚x ist lebendig‘; es wird in beiden Fällen das gleiche ausgesagt. Mit Quine kann man sagen:

Der allgemeine Terminus ist das Prädizierte bzw. nimmt Prädikatsstellung ein, wie die Grammatiker es nennen; er kann ebenso gut die Form eines Adjektivs oder Verbs haben wie die eines Substantivs. Man kann sogar das Verb als die für die Prädikation grundlegende Form ansehen, weil es ohne den Hilfsapparat des »ist« oder »ist ein« in die Prädikation eingeht. Die Kopula »ist« bzw. »ist ein« kann dementsprechend einfach als Präfix erklärt werden, das dazu dient, einen allgemeinen Terminus zur Einnahme der Prädikatsstellung von der adjektivischen oder substantivischen Form auf die Verbform zu bringen.<sup>27</sup>

»Lebt«, »ist lebendig« und »ist ein Lebewesen« sind demnach als austauschbare Prädikatoren zu betrachten. Wenn nun also geklärt werden sollte, wie Lebewesen ontologisch zu verorten sind, dann ist es redundant, dies über die Formen des Prädikators ‚ist ein Lebewesen‘ – nämlich über ‚x lebt‘ – zu explizieren. Die besondere Persistenzweise von Lebewesen – ihr Sein – über das Verb ‚leben‘ zu definieren, ist kein Informationsgewinn, denn das Definiendum ist im Definiens enthalten.<sup>28</sup>

Ontologisch fragwürdig ist die metaphysische Verortung, da sie an einen gehaltvollen Existenzbegriff gebunden ist. Wenn man von etwas sagt, dass es lebendig ist, dann sagt man dadurch, dass der Gegenstand, von dem man es aussagt, unter den Begriff ‚Lebewesen‘ fällt. In diesem Sinne kann man sagen, dass ein Lebewesen existiert. Die Formulierung, dass etwas aufhört zu existieren und dann nicht mehr von derselben Art ist wie zuvor, verweist lediglich darauf, dass Gegenstände diachron unter verschiedene Begriffe fallen können.

---

<sup>26</sup> Marianne Schark. *Lebewesen versus Dinge*. S. 134.

<sup>27</sup> Willard V. Quine. *Wort und Gegenstand*. S. 175.

<sup>28</sup> Informativ ist hingegen die Formulierung ‚x manifestiert aktuell seine Lebensfähigkeit‘, da hier die die Prädikation von ‚x lebt‘ durch ‚x manifestiert die Fähigkeit zu leben‘ erweitert wird. Durch die Akzentuierung der Fähigkeit zu leben, wird der Unterschied von aktiven und ruhenden Lebensformen thematisiert. Ruhende Lebensformen wie z. B. Samen oder eingefrorene Organismen bezeichnet man für gewöhnlich nicht als lebendig aber auch nicht als leblos, sondern als lebensfähig.

## 6 Literatur

Hans-Johann Glock. Kriterien. In: Ders. Wittgenstein-Lexikon (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2000).

Willard Van Orman Quine. Wort und Gegenstand (Word and Object) (Stuttgart: Reclam, 1980).

Christof Rapp. Identität, Persistenz, und Substantialität. Untersuchung zum Verhältnis von sortalen Termen und Aristotelischer Substanz. (München: Alber, 1995).

Peter W. Reddien und Alejandro Sánchez Alvarado. Fundamentals of Planarian Regeneration. *Annu. Rev. Cell Dev. Biol.* 20. S. 725-757. 2004

Marianne Schark. Lebewesen versus Dinge (Berlin, New York: de Gruyter, 2005).

Peter F. Strawson. Individuals. An Essay in Descriptive Metaphysics (London, New York: Routledge, 1959).

David Wiggins. Sameness and Substance (Oxford: Blackwell, 1980).

Jack Wilson. Biological Individuality. The Identity and Persistence of Living Entities (Cambridge: University Press, 1999).

Jack A. Wilson. Ontological Butchery: Organism Concepts and Biological Generalizations. *Philosophy of Science*, 67 (Proceedings), S. 301-311, 2000.

Ludwig Wittgenstein. Philosophische Untersuchungen. Werkausgabe Band 1 (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1984).

Ludwig Wittgenstein. Das blaue Buch. Werkausgabe Band 5 (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1984).